

Theater ist Magie



«Rühr mich an!» Maria Riccarda Wesseling als Marie bei den Proben für die St Galler «Wozzeck»-Produktion. Bild: Urs Jaudas

Mit Alban Bergs «Wozzeck» startet das Theater St. Gallen die Saison. Für Maria Riccarda Wesseling, die Sängerin der Marie, ist das fast ein Heimspiel.

PETER SURBER

Wenn sie morgen abend in St. Gallen die Marie singt, werden ein paar Dutzend Leute im Publikum besonders gespannt zuhören. Und nach der Premiere ihr Fest haben. Maria Riccarda Wesseling nennt sie liebevoll «meinen Mist»: Familienangehörige und Freunde aus dem Rheintal, genauer aus Diepoldsau. «Tippldsou» sagt sie und fällt vom Bündner Dialekt des Vaters kurz ins mütterlicherseits Rheintalerische. Der «Mist» ist ihr Fanclub, sie nennt es den «Humus, auf dem ich gewachsen bin».

Keine «Zirkusnummerli»

Ausnahmsweise liegt der Ort ihres Auftritts für einmal gleich um die Ecke. Meist sind die Wege länger, Wesseling ist auf den Bühnen von Paris, Lyon, Madrid oder Frankfurt zu Hause. Jetzt singt sie erstmals am Theater St. Gallen. Und erzählt farbig von ihrer Verbundenheit mit der Region. Das Milieu habe sie geprägt. Die Lebenslust. Das Unverblümete. Und besonders das Singen.

«Die Grossmutter hat den ganzen Tag gesungen. Die Mutter hat gesungen, auch der Vater hatte eine Traumstimme. Singen: Das war atmen, das war leben, eine Selbstverständlichkeit.» Von den Grosseltern erzählt sie, die wie alle andern in der «Dosere» arbeiteten, der Dosenfabrik Sandherr. Und wie sich dann abends das halbe Dorf traf, «man hatte nichts anderes», und gesungen hat und getanzt.

Mit Opern hatten die Vorfahren im Rheintal zwar nichts am Hut. Aber prägend sei das Erbe dennoch. Nicht nur dank all der Volkslieder, die sie gelernt hat und die beim Festen natürlich dazugehören. Sondern auch für ihre Haltung: «Bis heute ist das für mich der Gradmesser: so zu singen, dass alle den Zugang dazu haben. Nicht verkünstelt, sondern immer wahrhaftig und pur.»

Pur: Das Wort fällt mehrmals. Es ist ein grosses Wort und ein hoher Anspruch, bei einer so hoch komplexen Kunstform wie der Oper. Aber für Maria Riccarda Wesseling kein Widerspruch. «Ich kann mir nicht vorstellen, an die Rampe zu stehen wie bei einem Zirkusnummerli und auf Kommando zu zeigen: Schaut mal, wie schön ich singen kann.» Oper heisse für sie vielmehr, eine Figur zu gestalten, eine

Geschichte zu erzählen aus dem musikalischen Moment heraus.

Eine Figur zum Beispiel wie diese «Marie» aus Alban Bergs «Wozzeck», von der sie jetzt erzählt und ihre Worte mit Gesten illustriert, im Erzählen fast zur Marie wird. Marie pur.

Das Drama der Marie

Diese Marie: Wesseling sieht sie als Frau voller Lebenshunger, aber mit verwaorloser Kindheit, mit unehelichem Kind und schlechtem Ruf. Ohne Chance, ihr Potenzial zu leben. Mit Wozzeck wagt sie den Versuch einer Familie, aber Wozzeck kommt selber unter die Räder.

In diese Welt bricht der Tambourmajor ein, ein «Hampelmann», doch für Marie der Prinz, dem sie sich an den Hals wirft mit jenem berühmten Dialog:
Marie: Lass mich.

Tambourmajor: Wild Tier.

Marie: Rühr mich an!

Der Spagat wird für Marie unerträglich. Sie sucht Halt in einer verzweifelten Bibellektüre: für die Sängerin einer der grandiosen Momente im Stück. «Da fährt sie buchstäblich aus der Haut, und da muss ich ein hohes C stemmen. Es ist ein Schrei um Erlösung» – und das Vorspiel zum Mord, den Wozzeck an Marie begeht.

Radikal reduziert

So verstörend Georg Büchners «Woyzeck»-Drama ins 19. Jahrhundert einschlug, so provokativ war knapp hundert Jahre später, 1925 bei der Uraufführung in Berlin, auch Alban Bergs «Wozzeck»- Oper: Begeisterung auf der einen Seite, wüste Beschimpfungen auf der anderen.

Und heute? Maria Riccarda Wesseling schildert das «Fin de siècle» und frühe 20. Jahrhundert als jene Umbruchzeit, die sie am meisten fasziniert und der sie auch mehrere CDs gewidmet hat. Auf der einen Seite etwa der Klangrausch und die «Goldschnörkel» in Opern von Richard Strauss.

Und auf der anderen Seite Bergs «Wozzeck», der «nichts Umhüllendes» hat, sondern mit höchster Verdichtung und maximaler Reduktion bis an die Grenzen der Tonalität geht.

Keine leichte Kost sei das, nichts «Ohrenschmäusliches», sagt die Sängerin. «Da muss man sich einhören – aber wenn man es tut, dann nimmt einen diese Musik an der Hand und führt durch

die Geschichte. Musik und Stoff lassen sich nicht voneinander trennen – das ist für mich wahres Musiktheater.»

Wesseling hat viel Erfahrung mit zeitgenössischen Opern, sie hat Werke von Henze, von Eötvös, Reimann oder der Finnin Kaaia Saariaho einstudiert und findet, gerade in der Oper werde heute wieder sehr sinnenfreudig komponiert. «Das Problem ist aber, dass viele Leute meinen, man müsse gebildet sein für diese Musik, um sie verstehen zu können. Statt dass man einfach reinhockt. Theater muss eine Magie haben – wenn es diese hat, dann ist es für alle verständlich.»

Glücksbringerin Iphigénie

Man kann sich gut vorstellen: Wenn Maria Riccarda Wesseling auf der Bühne steht, dann ist Magie da. Das muss jedenfalls 2006 so gewesen sein, als sie in Paris als zweite Besetzung die Rolle der Iphigénie in Glucks gleichnamiger Oper einstudierte – und am Premiertag kurzfristig für die Erstbesetzung einspringen musste. «Da blieb nicht mal mehr Zeit, nervös zu sein», sagt sie im Rückblick. «Am Anfang dachten wohl einige: Do singt irgend so nes Heidi us de Schwiiz.

Aber am Ende hat das Publikum getost.» Und ihre Karriere war lanciert.

Die Iphigénie singt sie demnächst wieder in Madrid. An ihrer Seite: Plácido Domingo in der Rolle von Orest, ihrem Bruder. Ihr Herz lacht. «Das ist für mich der Sean Connery der Opernwelt.»

Vorher stehen zwei Liederabende mit Gustav Mahler an: die «Kindertotenlieder» in Barcelona und die Rückert-Lieder in Chur.

Dort singt sie zu Ehren von Gion Antoni Derungs, dem Bündner Dirigenten und Komponisten, der siebzig wird. Er habe sich «gewünscht, dass i kumm go jodle», lacht Wesseling in ihrem breitesten Bündnerdialekt.

Ob sie es lieber lustig oder ernst hat? Nach längerem Nachdenken die Antwort: auf der Bühne lieber ernst. Dramen lägen ihr besser als das Komödiantische. Aber letztlich komme es aufs selbe heraus – «Hauptsache, man ist richtig lustig. Oder richtig ernst.»